

Pariser Zeppelin-Nächte.

Den nachstehenden interessanten Brief aus Paris veröffentlicht ein dänisches Blatt:

Man kann auf mancherlei Weise ein Konzert hören. Hier haben wir zum Beispiel eine, daß während einer der wundervollsten Gesangsnummern eine Pförtnerfrau durch den Haupteingang in den Saal hineingerannt kommt; sie hat ein Wolltuch rund um den Kopf, sie schlägt fanflos mit den Armen auf und nieder, und schreit: „Lächel, lächelt die Lampen! Die Zeppeline sind da!“

Dies passierte auf dem Mont Par-nasse am Abend des 31. Januar.

Die Künstler dort oben haben einen Verein gebildet, den sie „Vare et Paletie“ nennen und dieser Verein hält jeden Samstag Abend eine festliche Zusammenkunft ab, mit Musik und literarischen Vorträgen, mitunter gibt es auch Ausstellungen von Bildern und Zeichnungen. Es gibt hier viele Künstler, denen es während des Krieges nicht besonders gut geht, viele von ihnen sind große Künstler und sie hungern, und so ist dieser Verein

Zwei deutsche Felden des Aufstandes.



Lieutenant Zimmelman.



Lieutenant Voelle.

Die beiden Lieutenants Wille und Zimmelman sind die Felder des Tages. Jeder derselben hat zehn Abzüge von englischen und französischen Hingegen besitzt. Die beiden Felder bewegen die neuen deutschen Voller Flugzeug. Sie fliegen allein. Es beherrschen das Flugzeug und feuern gleichzeitig ein Projektilgewehr ab. Leider hat man seit Anfang Februar von dem wackeren Zimmelman nichts mehr gehört. Es ist möglich, daß er ein Opfer seines gefährlichen Berufs geworden ist.

eine Art gegenseitiger Hilfskaste für die ganze Kolonie geworden. Wir besahen jeder zwei Kranen an jedem Samstag Abend und verbringen ein paar gemüthliche Stunden bei Musik und gutem Sang. Die Klubabend finden in einem großen Keller statt, nahe dem Café La Rotonde am Boulevard Montparnasse. Dösmal gab es so rund zweihundert Jubler beim Konzert, Paris ist so nicht so reich an Amüsamentsstätten jetzt, doch man sieht mit Freude eine solche Gelegenheit bemüht, einen von diesen langen dunklen Januarabenden tückischen zu können. Nun wohl, so waren wir also um 10 Uhr soweit im Programm gekommen, daß Mademoiselle Delandre am Flügel stand und ein sentimentale allfranzösische „Chanson

Vamour“ sang. Stille im Saal, ein tiefgerührtes Publikum und jetzt kommt also die Pförtnerfrau herein-spektakel. Die Zeppeline! Inständig erhebt sich das Publikum, aber Mademoiselle Delandre — sie verbirgt eine kleine Medaille — augenblicklich bange sie sich über ihren Begleiter, flüsterte ihm ein Wort ins Ohr und plötzlich brausen die Töne der „Mar-seillaise“ durch den Saal. Und das Ganze ging so flott und ruhig, als sei dieses patriotische Lied die natürlichste Fortsetzung der allfrenzi-schen Liebeskrophen. Und der Saal ließ sich überempfinden oder meißern: Das Publikum blieb stehen und sang die „Mar-seillaise“ mit. Die Lichter wurden gelöscht, zwei ältere Damen gingen heim, aber das Konzert wurde bis zu Ende fortgesetzt.

Als wir hinaus auf die Straße kamen, lag Paris im summen Dun- tel, so dunkel also, daß nicht ein Lichtschein zu sehen war, und wenn ein Mann 300 Meter entfernt, seine Zigarette anzündete, leuchtete das Streichholz auf wie ein Feuerwerk in der Nacht. Immer an der Wand ent-lang mußte man sich mit den Händen vorwärtsstasten über den Bürgersteig. Es war ein wunderliches Wetter ge-wesen, am frühen Morgen hatte es in Strömen geregnet, und dann war's so still und mild gewesen, wie eine blonde Moinacht, aber jetzt war es, als sei ein kalter Strom durch die Luft gekommen, die Feuchtigkeit kondensierte sich und leichte Nebelwol-ken fielen zwischen den Häuserreihen nieder. Wir sind ja nun viele Monate hier in Paris abends in Dunkelheit gegangen, aber wir haben doch ein Gaslicht hier und da am Boulevard geholt und aus den Läden- und Kaffeehausfenstern ließ man etwas „Schlicht“ über den Bürgersteig hin-ausströmen. Jetzt gingen wir aber wie in einem Keller und tasteten an den Häuserreihen dahin. Alle Fenster ver-hüllte Petroleum- und Gaslampen ge-löscht, nur auf dem Platz vor dem Bahnhof Montparnasse sahen wir vier kleine Lichter, Automobilster-nen, übrigens mit Taschenlampen überzogen.

Wir gehen in diesem Kellerdunkel und hören Menschen rund umher und an allen Ecken schreien. Es war ein wunderbarer Promenadenabend und die großen Boulevards waren mit Spozierenden „dicht belegt“ gewesen. Und dann plötzlich die Wogen der Feuerwehre um alle Ecken mit ihren rasselnden Glöden und schmelzenden Hörnern: „Garde à vous!“ Achtung, — Gefahr! Und jeder wußte im Augenblick, die Zeppeline waren nach Paris unterwegs. Wir feuerten ja diese Trompetensignale aus den Wägen während dem vorigen Jahre, da die Zeppeline zwischen Wolkenstücken über Paris verstanden spielten, und um jeden Zweifel auszulöschen, ver-lanft die ganze Stadt im Augen- blick in totale Finsternis. Aber die Pariser gingen nicht heim, durchaus nicht, sie blieben auf den schwebenden schwarzen Straßen, hielten sich ihre Angehörigen aus den Häusern her-aus, standen in Haufen an den Ecken und offenen Plätzen und standen da und distulterten das, was geschah sofort. Kommen sie nicht bald? Ist, horst du nicht einen Knall? Aengstlich sind die Pariser jedenfalls nicht.

So standen wir also da und stier-ten in die Luft empor und ganz all-mählich gewahrten wir die Sterne, die über den Wolkenstücken blin-ten. Der Nebelvorhang war nicht bid-ter, als daß wir jedenfalls hier und dort die Sterne sehen konnten, aber merkwürdiger Weise begannen die Sterne sich zu bewegen, sie „flirteten“ sich am Himmel entlang, — waren nichts anderes als die Laternen der französischen Flugmaschinen, die nun 2- bis 3000 Meter über unseren Köpfen auf in den Kampf zogen. Alle in der gleichen Richtung, kamen sie nun von draußen her, von Buc, nordwärts zogen sie, nordöstlich in der Richtung der beiden großen Bahnhöfe zwischen Montmartre und dem Boulevard Sebastopol. Von dort kam der Angriff.

Esfort als wir aus dem Konzert-saal gekommen waren, hörten wir zwei gewaltige Knalle in der Rich-

tion vom Ostbahnhof. Aber das war auch das Einzige, was wir hier in der Stadt von dem getreuen Bom-bardement hörten. Anfangs wußte keiner, was geschah war. Wir frag-ten die Polizisten, aber die wußten nichts. Erst als wir einen „Agent“ nahe der Place Michel fanden, erfuh-ten wir von ihm, zwei deutsche Aero- plane hätten vier Bomben unmittel-bar hinter dem Ostbahnhof gewor-fen. Wir zogen nach dem Bahnhof hin, wurden aber von einer gewalti- gen Polizeistreife angehalten, die alle Sitzbänke in der Richtung St. Denis abgesperrt hielt. Man konnte nicht



Hinter der Front.

weiter kommen. Während wir dort standen, — es war ungefähr Mitter-nacht, — kam ein elegantes Auto-mobil den Boulevard Magenta und geradewegs gegen die Polizeistreife



Kathedrale: Portal des 'Institutum Cesarza Nikolaja I.'

angefahren. Die Polizisten wollten den Wagen anhalten, ich sah aber, wie sich ein Mann vom Chauffeur her-erhob und einige Worte an den Poli-zisten richtete, worauf sich augenblick-lich die Kette öffnete und das Auto-fahrer hindurch: Der Präsident der Re-publik, Herr Poincaré, sah im Wa-gen, zusammen mit dem Minister des Innern und dem Polizeipräsidenten, um unterwegs die traurigen Geschehnisse in Augenschein zu nehmen.

Als wir eine Stunde später wieder über den Boulevard Sebastopol gin-gen, hielten uns drei Lokomotiven an, ein. Darin lagen acht Tote — Op-fer der Zeppeline — auf dem Wege nach der Morgue. Die Toten werden in ein gemeinsames Grab gelegt und von Verfaulnis, von Jffs les Moulins- neug oder von den anderen Flug-plätzen rund um die Hauptstadt, — die Angehörigen können ihre Schlei-fer und Blumen auf den einen oder anderen der Särge legen.

Das Wesentliche über den Verlauf dieser Zeppelinnacht brachten schon die Telegramme in die Welt hinaus. Ein-ige Punkte von besonderem Inter-esse sollen hier noch in aller Kürze zusammengefaßt werden. Dem Zeppi- lin gelang es nur, eine kurze Prome-nade über die innere Stadt Paris zu machen. Innerhalb der Grenzen der Hauptstadt hielt er sich nicht länger als etwa anderthalb Minuten auf. Innerhalb dieser kurzen Zeit war er 17 überaus kräftige Bomben nieder-ließ. Sie fielen alle in das zentralste Kr-onendement, das Viertel zwischen dem Nordbahnhof und der Rückseite des Montmartre. Die Wirkung der Bomben war fürchterlich; neun Ge-bäude ganz oder teilweise zerstört, ein-ige von ihnen, — große sechs Eta-gen hohe Bauwerke — vom Dach bis zur untersten Etage vollkommen zu-sammengesammetert. Ausbrechende Feuerbrünste wurden von der Feuer-wehr bald gelöscht. In einem Hause ward eine ganze Familie das Opfer einer Bombe. Als Kuriosum ist zu nennen, daß der Vorsteher einer Ze-ppelinstation — er war 61 Jahre alt — vor Schreck in den Augenblick starb, als er hörte, daß die Zeppeline Paris sich näherten.

Die Alliierten. Abju-ant: Cobornas große Offenheit ist als auch wieder zusammengebrochen. Joffre: Gott sei Lob und Dank! Es wäre doch auch zu ängstlich ge-wesen, wenn der Italiener seine Sache besser gemacht hätte als jetzt!

Sentimentales von König Peters Flucht.

Die Irrfahrten des Serbentönigs sind in der Presse der Alliierten schon mehrfach besungen worden, aber dem Berichterstatter des „Corriere della Sera“, der sich auf die Erzäh-lungen des Leibarztes des Königs stützt, ist es vorbehalten geblieben, das bisher bekannte Material um ein-ige romantisch ausgeschmückte, rühr- selige Einzelheiten zu bereichern, die überlich eine ganz besondere Wirkung auf das Schwachmüttertum aller

Herren Länder ausüben werden. Eine besonders rührende Episode ist der Abschied des Königs vom ser-bischen Boden: „Sapin schlugen die feindlichen Geschosse in die Stadt Prizrend“, so erzählt der italienische Berichterstatter, „und die Einnahme der Stadt war unermesslich geworden. Der König wurde beschworen, sich zu entfernen, doch diesmal lehnte er sich energisch gegen solch eine Zumutung auf. Solange er noch die Möglich-keit hatte, auf festlichem Boden zu stehen, haite er sich damit abgege-ben. Heute ließ er fliehen aber über die Landesgrenze hinausgehen. Er murkte: Niemand kann einen König zwingen, sein Königreich zu verlas-sen.“ Doch dann, als er die Todes-anstalt seiner Offiziere sah, jammerte er mit lindlicher Behorlichkeit: „Lah-mich Herben, laßt mich wenigstens hier an den Toren Serbiens sterben.“

Innerhalb scheint der König dann anderen Sinnes geworden zu sein, denn vier Stunden vor dem Einrücken der feindlichen Truppen verließ er die Stadt. „Er floh im Automobi-l mit einem Hauptmann und sei-nem Arzt auf der Straße von Jan-cula und mußte all sein Gepäd, seine

Uniformen, ja sogar seine Orben preisgeben. Auf seiner Flucht trug der König nur eine kleine serbische Fahne und ein Toilettenetui. Die Flucht durch Albanien war entsehl-lich. In Janacula konnte das Automobil nicht weiter; Straßen gibt es dort nicht, es ist ein furchterregender Wech-sel von Felsenklüften, Tälern und hohen Bergen. Es regnet, ein hefti-ger Wind weht, der Boden war eine einzige Pfütze.“



Der Berichterstatter des „Corriere“ kann es sich nicht versagen, der aus-führlichen Schilderung dieser trogti-schen Irrfahrt eine romantische Epi-sode hinzuzufügen, in der eine un-scheinbare elektrische Taschenlampe zur Lebensretterin eines Königs wird: „Eines Abends bei Unfallsfall ver-irrte sich die kleine königliche Kava-riane wüthig und wurde mitten in den Bergen von der Dunkelheit über-rascht. Niemand war in der Nähe, der auf die verzweifeltsten Hilferufe geantwortet hätte. Da fiel dem Kö-nig ein, daß in seinem Toilettenetui eine kleine elektrische Lampe sein müß-te. Der König durchwühlte den Be-hälter und zog den kleinen Apparat hervor, drückte auf die Feder, und ein kleines Licht blinnte aus der Lampe. Das war die Rettung: bei dem mat-ten Schimmer wanderte der König mit seinem Begleiter ein paar Stun-den — die Batterie muß überaus bauerhaft gewesen sein —, bis sie Fußspuren auffanden, die zu einer Hirtenhütte führten, in der sie die Nacht verbrachten.“

Kriegsbergglaube.

Edelsteine spielen dabei eine hervor-ragende Rolle.

Man hört wohl die Behauptung, daß es keinen auch noch so geistig hochstehenden Menschen gebe, der völ-ig frei von irgendeiner Art Berggla-ben sei. Ob das richtig ist oder falsch, soll hier nicht entschieden werden; Tatsache ist aber, daß zu keiner Zeit der Bergglaube so wüthig wie zur Kriegszeit; haben doch selbst heute noch militärische Behörden es für nö-thig erachtet, auf die Gefahren an Geld und Gut hinzuweisen, die dadurch so manchen Hintergedanken drohen. Da darf es denn nicht wundernehmen, daß ebendieser Bergglaube noch viel üppiger geblüht, und daß wamente-lich den Edelsteinen mit ihrem geminn-samen Feuer, ihrer merkwürdi-gen Härte, die selbst dem Feuerstein heile Funken entlockt, allerlei vorzö-gene Kräfte zugemutet wurden. Ueber diesen Gegenstand verbreitete sich un-längst ein bekannter Fachmann, Dr. Epler aus Kiel, im Verein zur För-derung des Museums für Natur- und Mineralienkunde in Kiel. Es ist sehr lohnend, den Gründen nachzugehen, die dazu führten, diesem oder jenem Edelstein solche geheimnisvollen Kräfte zuzu-schreiben; sie waren teilweise gar nicht so aus der Luft gegriffen. Wenn beispielsweise der maltschwarze Hä-matit vor Verlegungen Schutz gewäh-ren soll, so steht dieser Glaube wohl mit seinem Eigenschaft in Verbin-dung. Eisenerzverbindungen dienen noch heute als blutstillende Mittel. Ist in den Stein der Kopf des Mars oder des tapfern Hias eingeschnitten, so er-höht das sicher noch die Zuverlässig-keit des Mittels, wenn damit vor dem Kampf der Körper eingerieben wird. Es wurden ebendies eine ganze Menge Steine als Kriegsschutz ange-boten. Bemerkenswert ist, daß das fast alle solche sind, die noch heute in Herrenringen getragen werden. So soll auch der Rubin, ins Fleisch ein-gesetzt, nach Ansicht der Jüder vor Verwundung schützen.

Auf der alten Ansicht, daß rote Steine zum Blut in Beziehung stehen, beruht es, daß die Alghanen noch im Jahre 1892 in ihrem Kampfe gegen die Engländer Gieschöpfe aus roten Steinen verwendeten, damit die Wunden unbedingt tödlich seien. Mundgeschwülle Augenachate sollen den bösen Blick können; Alexander gab seinen Soldaten für denselben Zweck Magnetsteine mit. Für den Soldaten tom es nur höchst nützlich sein, wenn er dem Feinde unsichtbar ist; im Jahre 1232 wurde der engli-sche Hofjurist Hubert de Burgh ange-lagt, er habe aus dem Kronschatz Heinrichs III. einen wertvollen un-sichtbar machenden Stein gestohlen und ihn dem Feinde des Königs, Alweln von Wales, veräußert. Mit solchen Steinen wurde ein lebhafter Handel getrieben; manchmal fiel aber auch der Verkäufer selbst dabei herein, wie jener Jude, an dem Kaiser Albert von Sachsen selbst erprobte, ob der angeborene Stein gegen Schlag, Stich und Schuß“ schütze, leider zum Nachteil für den Verkäufer. In manchen Familien wird noch heute ein solcher Talisman glücklich be-wahrt, obgleich der Glaube an die geheimnisvolle Kraft wohl meist ent-schwunden ist; so gibt es auch im preussischen Kronschatz einen Ring mit schwarzem Stein, an den sich die Verlobung knüpft, daß das Haus Brandenburg wachsen und blühen werde, solange er im Besitz des je-mals erborenen Prinzen sei.

Nach dem Grundfah der alten Weltkunde „Smilica familiaribus curantur“ sollten rote Steine, wie Rubin, Spinell, Rubinol und Bluffein gegen Blutungen helfen, die himmel-blauen Saphire und Lapis lazuli himmlische Weisheit gewähren, der grüne Smaragd wie das Grün der Wiese den Augen wohltun und sie gegen Erkrankung schützen. So gab es heilbringende Steine für die ein-gelassen Körpertheile, und ihre Wir-ksamkeit sollte in nocher Verbindung mit allerlei astronomischen Erschei-nungen stehen. In der reichen Samm-lung von Sanitätsrat Dr. Voermogen in Köln befinden sich zahlreiche sol-cher Talismane und Amulette. Im Zeitalter der Zeppeline ist es beson-ders interessant, daß ein schlauser Kopf sogar versucht hat, die geheim-nisvolle Kraft oder Steine als Energiequelle für das Luftschiff zu benutzen; im Jahre 1709 ist bereits ein solches Luftschiff geflogen, aller-dings nur auf dem Papier und in der Phantasie eines brasilianischen Pri-esters. Ueber und vor zwei großen Stügeln, die starke Magnete umschlie-ßen und durch gegenseitige Anziehung die Schwerkraft aufheben sollten, schwebt in einem Netz ein mächtiger Korallenklotz, der in der Hitze der Sonne große magnetische Kraft ent-wickeln sollte.

Wie aus Warschau ge-meldet wird, waren am 1. Januar 1916 bei der dortigen Universität 1148 Studenten eingeschrieben, und zwar 634 bei der medizinischen, 226 bei der naturwissenschaftlichen, 215 bei der juristischen — naturwissenschaftlichen und 81 bei der philosophischen Fakultät. Außerdem werden für die pher-mazeutischen Kurse 92 Studierende an-geschrieben.

Kriegsbeschädigte als Musiker.

Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten.

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge, die schon so viel segensreiche Ergeb-nisse ihrer Tätigkeit verzeichnet, hat es von Anfang an als eine ihrer wichtigsten Aufgaben angesehen, durch Erweiterung ihrer Erwerbs-zweige ihren Schüligen neue Be-densmöglichkeiten zu schaffen. Ka-riegsbefähigten, die in die einzelnen Arbeitsgebiete eingefügt werden kann, immer eine verhältnismäßig geringe. Es galt also, neue Berufe zu erschließen, um allen Kriegsbe-schädigten die Erleichterung ihres ohnehin nicht leichten Lebens zu ermöglichen. So sind in 54 deutschen Kreisheimen heute nicht weniger als 51 Erwerbsfächer — in 221 Werkstätten — als Vorgegenstände aufgenommen worden.

Eine höchst wertvolle Aufgabe ist es, auch das Musikfach den Kriegsbeschädigten zu erschließen. Wieder-trat die Musik in der Ausbildung der Kriegsberufenen zurück, doch all-mählich werden auch die in der Zeit-nicht der verschiedenen Musikinstru-mente liegenden Schwierigkeiten über-wunden werden. Hier eröffnet sich also eine höchst dankbare Aufgabe,

den, und die eine Hand muß hel-fen, wo die andere verlagert.

Künstlerisch bedeutendes Klavier-spiel ist, wie gesagt, auch beim Ver-lust eines ganzen Armes nicht un-möglich. Den besten Beweis hierfür liefert der Fall des einarmigen Gra-fen Rich, des Generalintendanten der Wuppertal Hofoper, der als Konzertspieler einen großen Auf-erlang. Graf Rich verlor im Krie-ges von 14 Jahren durch ein Jagd-un-glück den rechten Arm. Das ihm schon liebgewordene Klavierspiel er-lernte er bald wieder, indem er zu-nächst dem Dammen die Rolle der rechten Hand zuwies und mit den anderen Fingern der Linken die Be-gleitung spielte. Mit großer Aus-dauer gelang es ihm, seine Technik so zu vervollkommen, daß er schon am 25. März 1896 zum ersten Male eine öffentliche Probe seiner staunenswerten „Virtuosität“ ablegen konnte. Seine musikalischen Studien unter Robert Schumann und Franz List haben die künstlerische Vollenbung seines Spieles bereit gefordert, daß es bei den besten Klavierspieler feils Aufsehen und Bewunderung erweckt hat.

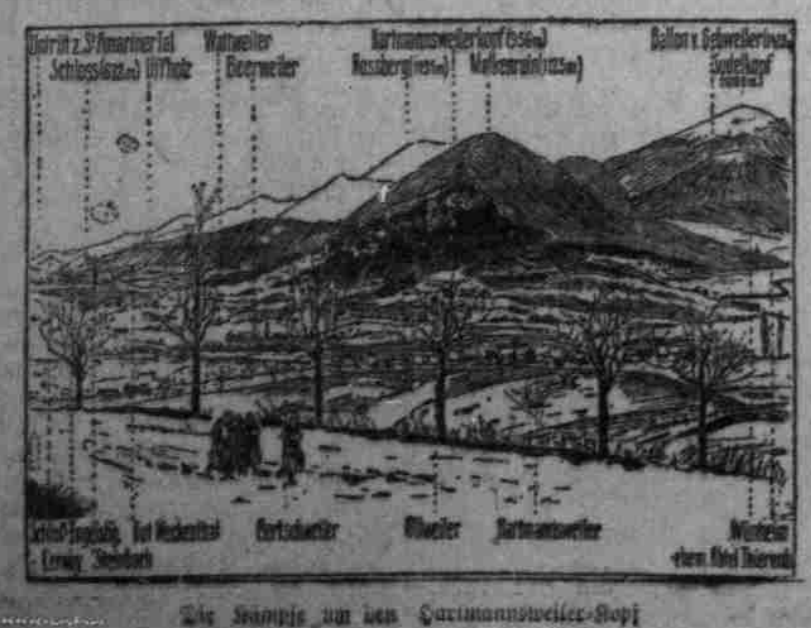


Vor der Westfront: Edelsteine auf angegriffene Kavallerie.

um den Kriegsbeschädigten einen neuen Erwerbszweig zu bieten und sie außerdem geistlich aufzurichten und emporzuheben. Verhältnismäßig am wenigsten behindert in der Ausübung der Musik ist der Kriegsblinde. Die Zahl der blinden Klavierspieler in Teutcher Reich ist allerdings groß ge-wesen. Schwieriger ist in diesen Fällen die Handhabung der Violine. Hier handelt es sich hauptsächlich um die Voraussetzung eines empfindli-chen und bildungsfähigen Gehörs. Beschädigungen der Gliedmaßen sind dem Musikieren meist in höherem Grade hinderlich, als das Fehlen des Augenlichts. Und doch ist selbst beim Fehlen eines Armes die musikalische Betätigung keineswegs aus-geschlossen. Wenn einige Finger fehlen, so muß beim Klavierspiel nur der übliche Fingersatz geändert wer-



John Bull: Es ist schwer, die einzelnen Pumpen noch zusammenzuhalten; im Schwelge müßte man sich in mein Kompressionen setzen.



Die Stamps um den Garimannweiler-Boip